

## Rebellen, Emanze und Liebende

Das Theater im badischen Freiburg wagt sich an die monumentale Oper «Hulda» von César Franck

Von Sigfried Schibli, Freiburg

Vor dem Opernbesuch in Freiburg empfindet es sich, einen Opernführer zu konsultieren, denn «Hulda» von César Franck ist ein praktisch unbekanntes Stück. Viel nützen wird das dem Bildungswilligen allerdings nicht. Die Freiburger Produktion dieser fast dreistündigen Grand opéra aus dem späten 19. Jahrhundert – der aus Lüttich stammende Komponist hat die Uraufführung 1894 in Monte-Carlo nicht mehr erlebt – krepelt die Handlung, die in Norwegen um 1100 spielt, radikal um.

In der Inszenierung von Tilman Knabe ist Norwegen weit weg. Hulda ist eine afrikanische Prinzessin, die zur Heirat mit dem Sohn eines rivalisierenden Stammesfürsten gezwungen wird, sich aber in einen Blauhelm-Soldaten verliebt, der seinerseits schon einer anderen Frau versprochen ist. Worauf Hulda Rache nicht nur am UN-Soldaten, sondern gleich an der ganzen Männerwelt nimmt. «Proud to be black» steht auf ihrem T-Shirt. Hulda wird Black-Power-Aktivistin, Sozialrevolutionärin und Emanze und verbindet ihr persönliches Schicksal mit einer politischen Mission.

### Holzschnittartige Botschaft

Dies alles wird überlagert von einer saftigen Kritik am Kolonialismus der belgischen Könige wie an der Ausbeutung der Dritten Welt durch das internationale Finanzkapital. Wir sehen auf der Bühne schwer schuftende Minenarbeiter, unter ihnen auch Kinder, bekommen den Pulverdampf terroristischer Anschläge zu riechen, werden Zeugen von Vergewaltigungen und bewaffneten Überfällen, nehmen den Sittenzerfall der Menschen unter dem



**Black-Power-Aktivistin.** Morenike Fadayomi als Prinzessin Hulda, die zur Rächerin wird. Quelle: Theater Freiburg

Einfluss des Kolonialismus sowie zuletzt den Verkauf der Rohstoffminen in Belgisch-Kongo an die Chinesen wahr. Schriftprojektionen mit antikapitalistischen Parolen schwören uns darauf ein, dass wir, der Westen, und nur wir allein Schuld an der afrikanischen Misere haben.

Bühnenbildner Kaspar Zwimpher hat viel Theaterbeton auf die drehbare Bühne gewuchtet, spielt aber auch virtuos mit bildlichen Elementen afrikanischer Stammeskultur. Es werden ungezählte Theatertigaretten geraucht und etliche Flaschen Theaterchampagner geleert, um die allgemeine

Décadence unter westlichem Einfluss zu illustrieren. Ein Bewegungschor sorgt für ruhelose Aktivität, inklusive rote Fahnen schwingende Polit-Aktivist:innen.

Nach fast drei prall mit effektivem Musiktheater gefüllten Stunden verlässt man das Theater mit dem wohligen Gefühl, etwas für den Weltfrieden getan

zu haben. Die Frage, was der einst als «Pater seraphicus» der französischen Musik bezeichnete Belgier César Franck dazu gesagt hätte, kann man sich sparen. Dem Freiburger Theater ist die spektakuläre, wenn auch gewaltsame Rettung einer praktisch unrettbar vergessenen Oper gelungen.

### Packende Musik

Dafür, dass auch die Musik zu ihrem Recht kommt, sorgt neben einer hochkarätigen Sängerbesetzung der Generalmusikdirektor Fabrice Bollon mit dem packend aufspielenden Philharmonischen Orchester Freiburg samt Chor und Extrachor. Die Sopranistin Morenike Fadayomi – vor gut 20 Jahren als Jungstar am Theater Basel viel bewundert – gibt mit Haut und Haaren und mit unerhörtem stimmlichen Engagement die Prinzessin Hulda, die zur Rächerin wird und am Ende selber im Kugelhagel stirbt – ironischerweise auf einem Pick-up der UNO. Ihr Duett mit Eiof (tenorstar: Joshua Kohl), das vom Liebesduett von Dido und Aeneas in den «Trojanern» von Hector Berlioz inspiriert ist, gehört zu den musikalischen Höhepunkten. Eiof's andere Frau, Swanhilde, wird hinreissend von der jungen Irina Jae Eun Park verkörpert.

Nachdem diese Oper in den letzten 125 Jahren nur äusserst selten und stets gekürzt gespielt worden ist, darf sich das kleine Theater im badischen Freiburg einer operngeschichtlichen Grossstadt rühmen. Auch wenn Hulda nie die Popularität einer Carmen, Manon oder Mélisande geniessen wird.

**Hulda,** Nächste Aufführungen im Theater Freiburg/Br. am 28. 2., 6., 10. und 23. 3. 2019. [www.theater.freiburg.de](http://www.theater.freiburg.de)

## Kunst machen heisst eigene Fragen klären

In diesem Jahr hat die Basler Künstlerin Gina Folly den Banner des Kunsthause Baselland gestaltet

Von Annette Hoffmann

**Muttenz.** Wenn Gina Folly momentan in Basel ist, dann ist ihr Zeitplan straff. Heute wartet Cyprien Gaillard's Ausstellung im Museum Tinguely darauf, fotografiert zu werden oder auch nicht. Sie hat ein Paris-Stipendium verlängert und pendelt derzeit zwischen der Schweiz und Frankreich. In Basel ist sie dennoch oft, um Freunde zu sehen, zu arbeiten und um jetzt das Aussenbanner für das Kunsthaus Baselland einzuweihen. Es ist eine Fotografie.

Es gibt Gründe, dies bei einer Fotografin – vor ihrem Studium an der Zürcher Hochschule der Künste machte sie eine Berufslehre – eigens zu betonen. Bislang suchte sie ihre künstlerische Arbeit vom Fotografieren, das allem eine finanzielle Basis gibt, zu trennen. Jetzt komme es automatisch zurück, sagt Folly, die 1983 in Zürich geboren ist. Es ist ein gutes Arrangement, es schafft die nötige Freiheit für die Kunst und befruchtet diese. Als Fotografin hat Gina Folly gelernt, Ausstellungen zu lesen, die richtige Perspektive einzunehmen, um Zusammenhänge abzubilden. Es ist wohl auch kein Zufall, dass ihre Kunst oft dreidimensional ist.

### Stilleben und Porträt zugleich

«Fashion, Sex and Death – Science – Sports, Gardens and Conspicuous Consumption»: Der Titel tönt zumindest ambitioniert, tatsächlich jedoch sind es Ordnungskategorien, die von Jahren jemand auf sein Bücherregal geklebt hat. Gina Folly fand es in der New Yorker Wohnung eines Freundes, in der sie im Frühjahr 2018 während eines Stipendienaufenthalts des Swiss Institute wohnen konnte und fotografierte das Regal. So wie sie häufig mit der Kamera Skizzen von ihrer Umwelt macht, oft nur mit ihrem Telefon.

Dass das Gestell ein knappes Jahr später ins Monumentale aufgezogen an der Fassade des Kunsthauses Baselland hängt, daran war das noch nicht zu denken. Der Freund selbst hatte es von der Strasse aufgeklaut und dann zu Hause



**Bezieht ihre Inspiration oft aus Gebrauchsobjekten.** Gina Folly sieht sich selber weniger als Studio-Künstlerin. Foto Diana Pfammatter

mit Ausstellungskatalogen, nach denen man eine ganze Genealogie von Basler Kunstschauen schreiben könnte, gefüllt. Aber auch viele Romane von Virginia Woolf sind darunter, Sinclair Lewis ist vertreten und auch Shakespeare mit «The Tempest».

Die Ansammlung spricht für Belesenheit und ausgeprägte Interessen. Das Plakat, das die gesamte Fassade einnimmt, ist so Stilleben und Porträt zugleich. Und auf einer noch persönlicheren Ebene spiegelt die Ansammlung von Büchern auch die Beziehungen

einer Gruppe von Freunden wider, in der Bücher kursieren, verliehen, zurückgegeben werden oder irgendwo parkieren. Das jedoch wird der Betrachter nicht entschlüsseln können.

### Futterboxen und Springbrunnen

Auch wenn Gina Folly das fotografische Abbild in ihrer Kunst weitgehend gemieden hat, so ist das Wesen der Fotografie als reproduzierendes Medium doch allgegenwärtig. Meist sind es Gebrauchsobjekte, die ihr Interesse wecken. Etwa die Futterboxen für Affen im Basler Zoo oder die Springbrunnen, mit denen römische Strassenhändler Obst und Kokosnüsse frisch halten. Hat sie einmal angebissen, fragt sie sich weiter und erfährt, dass der Zoo eigene Kuratoren beschäftigt und dass die Brunnen jeweils auf die besonderen Erfordernisse der Verkäufer zugeschnitten sind.

Sie sei nicht so die Studio-Künstlerin, sagt sie. Anregungen kommen von aussen. Meist sucht sie sich dann eine lokale Werkstatt, die die Objekte nach ihren Vorstellungen nachbauen kann. Und dann sieht so eine Box aus Plexiglas wie ein Kunstwerk von Donald Judd aus, oder ein Brunnen aus Edelstahl weckt Erinnerungen an die Darstellungen von Jungbrunnen aus dem Mittelalter. All die soziologischen und kulturhistorischen Fragen bleiben jedoch im Raum. Kunst bedeutet für Gina Folly auch, die Fragen, die sie sich selbst stellt, zu klären.

Zuletzt hat sie viel Zeit in Rom und Paris verbracht. Insbesondere Rom bedeutete für sie eine Zäsur, fernab der Zürcher Hochschule der Künste habe sie herausgefunden, um was es in ihrer Kunst gehe und auch ihre Arbeitsweise, eine Mischung aus Konzeptuellem und zugleich Intuitivem, ausgeprägt. Ausgerechnet in einer Stadt, die derart gesättigt ist von ihrem kulturellen Erbe, das es zeitgenössische Kunst immer noch schwer hat. Oder gerade deswegen. Mit Oppositionen hat Gina Folly ja gute Erfahrungen gemacht. Das Banner ist noch installiert bis 31. 12. 2019.

## Goldener Bär geht an Israeli

«Synonyme» gewinnt an Berlinale

**Berlin.** Das Drama «Synonyme» über einen jungen Israeli hat bei der Berlinale überraschend den Goldenen Bären gewonnen. Regisseur Nadav Lapid erzählt darin die Geschichte eines Mannes, der in Paris seine israelischen Wurzeln hinter sich lassen möchte. Den Gewinner des Hauptpreises gab Jurypräsidentin Juliette Binoche am Samstagabend in Berlin bekannt.

Der Silberne Bär für die beste Regie ging bei den 69. Internationalen Filmfestspielen an die Deutsche Angela Schanelec. Die 57-Jährige erzählt in «Ich war zu Hause, aber» davon, wie eine Mutter mit dem Tod ihres Partners umgeht.

Das Drama «Systemprenger» der deutschen Regisseurin Nora Fingscheidt bekam den Alfred-Bauer-Preis. Damit wird ein Spielfilm geehrt, der «neue Perspektiven eröffnet». Der Film handelt von einem gewalttätigen Mädchen, das von einer Unterbringung in die nächste geschoben wird und das Jugendhilfesystem an seine Grenzen bringt.

### Angelehnt an Lapid's Biografie

Es ist das erste Mal, dass ein Regisseur aus Israel den Goldenen Bären gewinnt: «Synonyme» handelt vom jungen Yoav (Tom Mercier) aus Tel Aviv, der seine Vergangenheit hinter sich lassen will. Er zieht nach Paris und lernt Französisch, weil er kein Hebräisch mehr sprechen will. Die Story ist angelehnt an Nadav Lapid's eigene Biografie.

Den Grossen Preis der Jury holte am Samstag jedoch der französische Regisseur François Ozon mit «Grâce à Dieu» über Missbrauch in der katholischen Kirche. Als beste Darsteller wurden die Chinesen Yong Mei und Wang Jingchun ausgezeichnet: Sie spielen in «So Long, My Son» ein Ehepaar, dessen Schicksal über 30 Jahre hinweg begleitet wird.

Der Silberne Bär für das beste Drehbuch geht an ein Team um den Autor und Mafiakritiker Roberto Saviano. Der Italiener stellte auf der Berlinale den Film «Piranhas» vor, der von einer Jugendbande in Neapel erzählt, die in Drogengeschäfte abrutscht. SDA